

Unverkäufliche Leseprobe



Johan Schloemann

I have a dream

Die Kunst der freien Rede

Von Cicero bis Barack Obama

2019. 288 S., mit 18 Abbildungen

ISBN 978-3-406-74189-0

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/27896319>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Johan Schloemann

«I have a dream»

Die Kunst der freien Rede

Von Cicero bis Barack Obama

C.H.Beck

Mit 18 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2019

www.chbeck.de

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik & Typografie, Michaela Kneißl

Umschlagabbildung: © Shutterstock | Nikolaeva

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 74189 0



klimaneutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

Kapitel 1	Einleitung	7
Kapitel 2	Rhetorik wird professionell: Die Einführung der Schrift in die Redekunst im klassischen Athen	15
Kapitel 3	Demokratisches Plädoyer für die Stegreifrede: Der Widerstand gegen die schriftliche Vorbereitung in der griechischen Rhetorik	37
Kapitel 4	Brauchte Cicero Notizen? Öffentliches Reden und Improvisation in Rom . . .	57
Kapitel 5	«Öffne den schwachen Mund, löse die stammelnde Zunge»: Die inspirierte Rede im Christentum . . .	79
Kapitel 6	England, Amerika, Frankreich: Die Blüte der frei gehaltenen Rede in Revolution und Republik	113
	<i>England</i>	121
	<i>Amerika</i>	137
	<i>Frankreich</i>	154
Kapitel 7	«Das vielschreibendste Volk der Erde»: Deutschlands Sehnsucht nach dem lebendigen Wort, von der Aufklärung bis zum Bundestag	171
Kapitel 8	Soundbites, Teleprompter und Twitter-Politik: Das Ende der Rhetorik in der digitalen Gegenwart?	221
	Dank	241
	Anmerkungen	243
	Zitierte und benutzte Literatur	268
	Bildnachweis	285
	Personenregister	286

Kapitel 1

Einleitung

Und, wer sagt jetzt was? – *Schweigen*.

Wir haben heute endlos viele Kommunikationskanäle zur Verfügung, um uns zu äußern. In jeder Sekunde kommt eine neue Nachricht. Ein Stimmengewirr. Aber wenn einer oder eine vor einer Gruppe Menschen aufstehen und das Wort ergreifen soll, ohne Hilfsmittel, jedenfalls ohne sichtbare Hilfsmittel, dann drückt man sich gerne.

In dem Roman *Selim oder Die Gabe der Rede* von Sten Nadolny gründet der Protagonist der Geschichte, ein gewisser Alexander, eine Redeschule. In der ersten Unterrichtsstunde fragt dieser Rhetoriktrainer die Teilnehmer, aus welchem Grund sie denn solch einen Kurs belegt hätten:

«In diesem Moment meldet sich eine Frau: «Manchmal muss ja etwas gesagt werden, nicht?» Belustigung. Wie sie denn das meine.

«Na ja, manchmal halte ich das nicht aus, dass wieder keiner was sagt, und gerade dann fallen mir die Worte selber schwer.» Das nenne ich einen Grund.»¹

Sprechen ist eigentlich eine elementare Tätigkeit, die im Normalfall alle als Kinder erlernen. Und der menschliche Geist ist in der Lage, schon den nächsten Gedanken zu fassen, während man noch den vorigen ausspricht, und sogar mitten im Reden blitzschnell neue Zusammenhänge herzustellen. Psychologen nennen diese mentalen Vorgänge eine «Assoziationsmaschine», ein erstaunliches Zusammenwirken zwischen unwillkürlichen und bewusst gesteuerten Operationen des Denkens.² Wenn wir uns im privaten Gespräch unterhalten, arbeitet diese Assoziationsmaschine meist relativ mühelos, und wir reden einfach drauflos. Aber die Aussicht, vor einem kleineren oder größeren Publikum sprechen zu müssen, hemmt viele Menschen zunächst. Und ihre Sorge ist weit mehr als eine inhaltliche. Selbst wenn sie eigentlich schon wissen, was sie sagen möchten, fragen sie sich: Welche Figur mache ich? Wie komme ich «rüber»? Wird das nicht

peinlich? Denn nun gilt es ja nicht nur, etwas zu erzählen, sondern zu überzeugen. Wie sehr dies gelingt, wird von verschiedenen Faktoren der Situation abhängig sein: von der Stimme und der Stimmung, von der Akustik, Gestik, Mimik, Räumlichkeit, vom Einfallsreichtum beim Formulieren, von der Aufnahmefähigkeit der Zuhörer, vielleicht auch von der Farbe meiner Bluse, von meiner Frisur oder meiner Brille. Um sich aber nicht auf dieses Glatteis zu begeben, um sich nicht auf den Zufall des Moments zu verlassen – zumal, wenn man keine Übung darin hat –, bringt man sich lieber einen fertigen Redetext mit. Das schafft Sicherheit.

Diese Sicherheit wiederum hat auch ihren Preis: Wer zu deutlich an seinem vorfabrizierten Manuskript klebt und es bloß herunterleiert, verliert für das Publikum mit seiner Unmittelbarkeit auch seine Glaubwürdigkeit. Eine Rede ist ja keine Vorlesung (einmal ganz abgesehen davon, dass auch Vorlesungen gerne lebendig sein dürfen). Die Zuhörer, deren Zeit und Geduld man beansprucht, erwarten, dass der Redner oder die Rednerin auch wirklich an das Gesagte zu glauben scheint. Sie wollen den Eindruck haben, dass man nicht nur gut vorbereitet, sondern hier und jetzt engagiert ist. «Der Redner», schrieb Friedrich Schiller einmal, «bezweckt einen schnellen Gebrauch und hat ein gegenwärtiges Bedürfnis seines Publikums zu befriedigen.»³ Das ist bei jeder Rede so, aber ganz besonders dann, wenn das Publikum aktuell und konkret über ihren Erfolg zu entscheiden hat. Darum muss die Person in der Rhetorik möglichst sichtbarer sein als das Papier, sichtbarer als der Text, der sonst woher kommt, nur nicht aus diesem Augenblick. Ohnehin kann man sich nur auf einige Redeanlässe vorher schriftlich einstellen, oft aber ist in der Politik, in den Medien, im Beruf improvisiertes Sprechen gefragt. Lässt man sich also doch besser auf das ungeheure Wagnis der freien Rede ein? Darauf hat man im Laufe der Geschichte verschiedene Antworten gefunden. Davon handelt dieses Buch.

Dabei nutzen wir eine Doppelbedeutung schamlos aus. Im Deutschen bezeichnet die «freie Rede» nämlich zweierlei: die Rede ohne Manuskript, aber auch die Meinungsfreiheit. Die eine ist ein liberales Grundrecht, die andere eine Methode des Vortrags. Beide Freiheiten, die politische und die mediale, sind keineswegs deckungsgleich. Doch hängen sie, wie sich in diesem Buch zeigen wird, durchaus eng zusammen. Das rechtfertigt, hoffen wir, ein gelegentliches Changieren zwischen beiden Bedeutungen: Die freie Rede hat eine politische Relevanz, auch dort, wo es scheinbar

nur um technische Fragen der Redevorbereitung geht. Der temporäre Führungsanspruch, den jeder Redner in einer Demokratie erhebt, verlangt einerseits gewisse fachliche und sprachliche Fähigkeiten, die ihn auszeichnen und deretwegen man zuhört. Er darf aber auch nicht zu elitär, zu präpariert, zu perfekt wirken, sonst hat er sich zu weit von der Mehrheit entfernt und steht, gerade in Deutschland, schnell unter Manipulationsverdacht. Die freie Rede im politischen Sinn unterstellt, dass letztlich immer auch jemand anders reden könnte. Die freie Rede im medialen Sinn drückt Offenheit gegenüber dem Publikum der Mitbürger aus, ein Eingehen auf die aktuelle Situation.

Es stehen auch andere Begriffe dafür zur Verfügung: so die Rede «aus dem Stegreif». Der Stegreif ist ursprünglich ein altes Wort für den Steigbügel, zusammengesetzt aus «Steg» und «Reif». Das Wort, das es schon im Althochdeutschen gab, hat also nichts mit «stehen» oder «greifen» zu tun. Der Steigbügel ist die Fußstütze, die dem Reiter auf dem Pferd Halt gibt und ihm beim Auf- und Absteigen hilft. Als Metapher steht der Stegreif für eine spontane Dynamik und Beweglichkeit, er drückt aus, dass man etwas direkt unter Kontrolle hat und sich zugleich eine animalische Energie zunutze macht – unterwegs, auf dem Sprung. Das Grimmsche Wörterbuch erklärt den bildlichen Gebrauch des Stegreifs so:

«ohne grosze vorbereitung, ohne lange überlegung, keck, eilig, gleichsam wie der fröhliche reitersmann schnell noch etwas erledigt, auch wenn er schon im sattel sitzt und ohne abzusteigen.»⁴

Aus der lateinischen Wendung *ex tempore* – «aus dem Moment heraus» – hat sich außerdem in vielen Sprachen das «Extemporieren» verbreitet.⁵ Auch die «Improvisation» geht aufs Lateinische zurück, *improvisus* bedeutet «unvorhergesehen». Daneben hat man, wie beim Stegreif, weitere körperliche Metaphern für die freie Rede gefunden: etwa «aus dem Stand» (italienisch *su due piedi*, schwedisch *på stående fot*). Die Franzosen reden «mit erhobenem Fuß» (*au pied levé*), die Italiener *a braccio*, also mit dem Arm, und die Niederländer «vor die Faust hin» – *voor de vuist weg* (so hieß übrigens die erste Talkshow im niederländischen Fernsehen, sie lief 1963 bis 1979). Das altgriechische Verb für die Stegreifrede *autoschediázein* entstammt der Sprache des Krieges und meint eigentlich den unmittelbaren Nahkampf im Handgemenge, wo man wendig sein muss, um zu überleben. Im Englischen wiederum spricht man *ad lib* (*ad libitum*), *offhand*

oder *off the cuff*, also «aus der Manschette»: ähnlich wie wir etwas «aus dem Ärmel schütteln», «aus dem Handgelenk» oder gar «aus der Lamäng» (eine Berliner Verballhornung des französischen *la main*). Mit den letztgenannten Ausdrücken gelangt die Stegreifrede in die Nähe der Zauberei.

Füße oder Hände, Faust oder Arm, Reiten oder Kämpfen – welches Körper-Bild und welchen Ausdruck man nun verwenden mag, es stellt sich die Frage, inwiefern damit verschiedene Arten der mündlichen Rede beschrieben sind. Auf der einen Seite gibt es die «echte» Stegreifrede: Momente genialer Improvisation, in denen eine ungeplante Situation, eine bestimmte Stimmung sprachliche und inhaltliche Einfälle hervorlockt. Im Laufe des Sprechens selbst kommt man erst auf den nächsten Gedanken, oder indem man auf einen Vorredner oder einen Zwischenruf reagiert.⁶ Dem steht diejenige Rede ohne Manuskript gegenüber, für die man sich vorher eine Gliederung und bestimmte Wendungen genauestens eingeprägt hat. Das Einstudieren eines Konzeptes ist in diesem Fall nah am Auswendiglernen, auch wenn man dann die Formulierungen im Einzelnen dem Augenblick überlässt, *ex tempore*. Zudem unterscheiden sich die Umfänge und Anlässe: hier lange, monologische Ansprachen, dort Debatten in kürzerer Wechselrede.

Allerdings sind die Übergänge fließend. Aus vergleichenden Untersuchungen zur Stegreif-Poesie in verschiedenen Kulturen (*Oral poetry*) sowie auch zur Improvisation von Musik weiß man: Jedes Extemporieren ist eine variable Mischung aus spontaner Kreativität und festem, formelhaftem Material.⁷ Die Dichtung und die Musik ohne Partitur unterliegen zwar jeweils eigenen Zwängen – Versmaß beziehungsweise Takt und Harmonie –, aber mit der mündlichen Rede in Prosa haben sie gemein, dass sie Impulsivität und Konvention kombinieren. Ob man epische Helden-dichtung, ein virtuosos Jazz-Solo, den Sprechgesang der Rap-Musik oder eine Parlamentsrede frei vorträgt: Man setzt Vorhandenes zu etwas immer Neuem zusammen. Auch dort, wo es nach purer Eingebung klingt. Ein Fachbegriff der Mündlichkeitsforschung dafür lautet *Composition in performance*.⁸

Die frei gehaltene Rede muss dabei keineswegs immer die bessere sein, zumindest für heutige Ohren und Rezeptionsgewohnheiten. Ohne Vorbereitung produziert sie oft Redundanzen.⁹ Es gibt gewiss «begnadete» Redner – von der göttlichen Inspiration handelt eines der folgenden Kapitel. Aber eine schriftliche Rede, mitreißend vorgetragen, kann unter Um-

ständen ein voller Erfolg werden, eine improvisierte hingegen ein fürchterliches Stottern oder Geschwätz. Meist gelingt sie einem nur, wenn ihr Überlegung und Training oder Erfahrung vorausgehen. Das Rezept für eine möglichst risikoarme freie Rede, das einschlägige Ratgeber etwa so oder ähnlich empfehlen, geht daher folgendermaßen:

1. Die Rede in einer ersten Version entweder ganz niederschreiben oder konzipieren.
2. Mehrmals durchlesen beziehungsweise durchdenken.
3. Die Rede in Abschnitte aufteilen und jedem Abschnitt ein Stichwort als Überschrift geben.
4. Nur diese Stichwort-Überschriften auf ein Blatt oder mehrere Karteikarten schreiben.
5. Die Rede in einem oder mehreren Übungsläufen von diesen Karten aus vortragen, vor dem Spiegel oder vor einem privaten Zuhörer.
6. Zum eigentlichen Redeauftritt ausschließlich die Karten oder das Stichwort-Blatt mitbringen, aber sie während der Rede nur zu Rate ziehen, wenn es nicht anders geht.¹⁰

So sagt es auch Kurt Tucholsky in seinen *Ratschlägen für einen guten Redner* (1930):

«Klare Disposition im Kopf – möglichst wenig auf dem Papier. (...) Ein Podium ist eine unbarmherzige Sache – da steht der Mensch nackter als im Sonnenbad.»¹¹

Diese praktischen Tipps gehen natürlich immer auch einher mit weiteren inhaltlichen und äußerlichen Empfehlungen, die Rhetoriktrainer seit der Antike bis heute erteilen: dass man mit der richtigen Haltung und Stimme überzeugt auftritt; dass man mit dem passenden «Framing» (Einbettung) die Begriffe und Metaphern zugunsten seines Anliegens besetzt; dass die Rede kompetent, vor allem aber auch bildstark, anschaulich, persönlich klingt und die Emotionen und Wahrscheinlichkeiten auf Seiten der Zuhörer anspricht.

Was aber genau in uns vorgeht, wenn es mal so richtig «läuft» mit dem Improvisieren, darüber kann die Wissenschaft bisher nur vorsichtig spekulieren. Ein Ausgangspunkt ist «die Annahme, dass es so etwas wie ein sprachliches Zerebral-Repräsentationssystem von Wissen gibt und ein

nichtsprachliches».¹² Psychologie und Philosophie diskutieren seit Längerem darüber, ob und inwieweit das Denken von der Sprache abhängt oder davon unabhängig sei. Wie funktioniert das rein mündliche Formulieren? Haben wir eine Art gedankliches Schema im Kopf, das dann erst im Eifer des Gefechts mit Grammatik und Wortwahl versehen wird? Oder kommen uns nicht auch wesentliche Gedanken erst beim Formulieren, bei dem wir uns selbst zuhören? «Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken», befand Wilhelm von Humboldt.¹³ Die sprachliche Kreativität entsteht offenbar durch eine gewisse Erregung: «Innovation durch Enthemmung».¹⁴ Mit der drängenden Präsenz eines Publikums, mit «Evidenzmangel und Handlungszwang», die laut dem Philosophen Hans Blumenberg die rhetorische Situation ausmachen,¹⁵ erwächst ein anderer Druck auf den Redner als im privaten Gespräch; stellt man sich diesem Druck, kann sich die Zunge lösen. «Es gäbe bei den Menschen keine Beredsamkeit, wenn wir uns nur mit Einzelnen unterhielten», stellte der römische Redelehrer Quintilian fest.¹⁶ Der estnisch-amerikanische Psychobiologe Jaak Panksepp hat die Wirkung kreativer Herausforderungen so beschrieben:

«In der Kunst wie im Leben lösen Affekte kognitive Vielfalt aus, wie Fackeln, die die Dunkelheit erhellen.»¹⁷

Darüber, wie eine solche sprachliche Erleuchtung konkret vonstattengeht, gibt es diverse Theorie-Ansätze und Modelle, doch stochert die Forschung in dieser Hinsicht derzeit noch ziemlich im Nebel des Gehirns herum. Wer frei vor anderen spricht, ist in jedem Fall «ein hochkomplexer Informationsprozessor», konstatiert der niederländische Psycholinguist Willem Levelt, «der auf immer noch recht mysteriöse Weise Absichten, Gedanken, Gefühle in flüssig artikuliertes Sprechen verwandeln kann».¹⁸

Wer frei spricht, ohne Textvorlage, ist gleichwohl immer auch vom Gebrauch der Schrift beeinflusst – und heute zudem von der sonstigen medialen Umgebung. Zwar hat der mündliche Redner tatsächlich nur sein Gehirn als einziges Speichermedium und unsichtbares Hilfsmittel zur Verfügung. Doch anders als in den schriftlosen, rein oralen Kulturen, die Ethnologen und Historikerinnen untersucht haben, prägt die Schriftkultur auch die Vorbereitung und den Auftritt des Redners, wenn er ohne Manuskript spricht, sowie die Erwartungen des Publikums. Das sieht man bereits an dem gängigen Lob für eine gelungene freie Rede, jemand spreche «wie gedruckt» oder «druckreif». Das heißt: Schreiben und Lesen

bestimmen das Qualitätskriterium für die gesprochene Sprache, schriftlicher Stil setzt den Maßstab. Und trotzdem wollen die Zuhörer an Ort und Stelle nicht nur schöne Worte vernehmen, sondern die Erfordernisse des Augenblicks bedient wissen. In dieser Spannung – und von dieser Spannung – lebt die Rhetorik.

Seit ihren Anfängen im antiken Griechenland nämlich hat die Rhetorik versucht, das Risiko des öffentlichen Auftritts durch Planung, durch Regeln und Techniken zu vermindern. Sie will etwas schwer Vorhersehbares mit Methode in den Griff bekommen und so die Macht des Zufalls begrenzen. Und Methode bedeutet: mit Hilfe der Schrift.¹⁹ Zum Beispiel gehören fünf Arbeitsstadien des Redners zum klassischen Kanon der Rhetorik, und nicht weniger als die ersten vier von diesen fünf Arbeitsstadien zielen auf die schriftliche Abfassung der Rede ab. Die fünf Stufen sind diese: 1. Auffindung des Stoffes, 2. Gliederung, 3. Ausformulierung, 4. Einstudieren, 5. Vortrag. Hier und da hat die Rhetorik zwar auch ein paar kluge Tipps für die Improvisation, doch traditionell räumt sie ihr keinen prominenten Platz ein, sondern blendet sie aus ihrer Systematik aus. Denn letztlich untergräbt das Extemporieren, wenn es nicht bloß ein Notbehelf sein soll, die Rhetorik als schriftliche Disziplin. Das Wissen über die freie Rede ist also gleichsam die ungeschriebene Lehre der Beredsamkeit.²⁰ Und wenn die Rhetorik ein Geschäft sein soll, das man auch lehren und lernen kann, dann ist die Stegreifrede die ständige Begleiterin der Rhetorik, aber zugleich auch ihre natürliche Feindin. Daran mag es liegen, dass es zwar viele Geschichten der Rhetorik gibt, aber bisher – soweit wir wissen – keine Geschichte der Stegreifrede.

Diese Geschichte wollen wir hier erzählen. Die improvisierten Reden der Vergangenheit sind verklungen und sehr oft auch nicht aufgezeichnet. Aber man hat in verschiedenen Epochen immer wieder darüber berichtet und nachgedacht. Die freie Rede findet man in Volksversammlungen, Kirchen, Gerichtsverhandlungen, Hörsälen, in Theater und Literatur, in revolutionären Momenten und in erregten Parlamenten – bis hin zu den heutigen Konferenzen der Digital- und Kreativindustrie und YouTube-Kanälen. Nicht selten haben die Menschen mit der freien Rede ein Verlangen nach Erweckung oder nach politischer Freiheit verbunden, nach einer lebendigen Debattenkultur. Die Auseinandersetzungen darüber verfolgen wir in diesem Buch, von der Erfindung der Rhetorik im Altertum bis zu der Frage im letzten Kapitel, ob sich die öffentliche Rede in der

Konkurrenz zu anderen Medien, zu Talkshows und Twitter gegenwärtig überhaupt noch behaupten kann. Dabei wird sich zeigen: Wie weit man sich von einem vorbereiteten Text befreien kann, das ist einerseits ein großes praktisches Problem für jeden Redner und jede Rednerin – es ist aber auch generell von Bedeutung im Kampf um Öffentlichkeit und Glaubwürdigkeit, vom Einsatz für die Freiheit des Wortes bis zu den Gefahren der Demagogie. Also auch zu all dem, was in jüngster Zeit das einsilbige Reizwort «Trump» zur Überschrift hat.

*

Dass diese Geschichte zunächst vor allem eine «westliche» ist, hat Gründe: Es scheint kein Zufall zu sein, dass vor 2500 Jahren, als die Demokratie in Athen das Laufen lernte, erstmals auch die Rhetorik als methodische Lehre entwickelt wurde. In Rom, im christlichen Mittelalter und in den europäischen Universitäten hat man sie überliefert und weiterentwickelt; die Redefreiheit (und Pressefreiheit) wurde in der transatlantischen Revolution des späten 18. Jahrhunderts erkämpft und als Grundrecht konzipiert. Die Beredsamkeit war in vielen traditionellen Kulturen lange eher identitätsstiftend und konsensorientiert, entwickelte also keine konfrontative Debattenkultur. Das heißt aber nicht, dass sich die Erforschung der Stegreifrede nicht auch außereuropäisch ausweiten und ergänzen ließe. Spontanes Reden gibt es überall auf der Welt.²¹

Man hat die Rhetorik «das Chamäleon der Geisteswissenschaften» genannt.²² Dass das Literaturverzeichnis dieses Buches ziemlich lang geworden ist, liegt daran, dass wir für unser Thema Früchte von weit auseinanderliegenden Feldern zusammentragen mussten. Wer weder zitierte Stellen nachschlagen noch über die Forschungsliteratur informiert werden möchte, kann aber die Anmerkungen getrost ignorieren.

Kapitel 2

Rhetorik wird professionell: Die Einführung der Schrift in die Redekunst im klassischen Athen

Reden hielt man zu allen Zeiten. Die Griechen, die uns die Rhetorik geschenkt haben, liebten schon in ihrer Frühzeit die Kunst der öffentlichen Rede. In der epischen Dichtung, mit der die europäische Literatur um das Jahr 700 v. Chr. einsetzt, wimmelt es von Redeanlässen und Ansprachen, und nicht wenige davon werden in förmlichen Versammlungen gehalten. Fast scheint es, als hätte der Krieg um Troja nur deshalb so lange gedauert, als wäre Odysseus nur deshalb so lange im Mittelmeer herumgeirrt, weil es sonst nicht genug Gelegenheit gegeben hätte, die Redekunst der Kriegsteilnehmer vorzuführen. Jedenfalls spiegelt sich bereits in der frühen Dichtung das kommunikative Regiment einer aristokratischen Elite in den aufstrebenden griechischen Stadtstaaten. Es ist dies eine Elite lokaler Anführer, die Wettkampf und Freundschaft miteinander verbindet und die sich beim lauschenden Publikum der Unterstützung für ihre Vorstellungen und Ansichten versichern müssen.¹

Für diese archaischen, aber ästhetisch sensiblen Klientelpolitiker war der sprachliche Erfolg ebenso entscheidend wie der militärische. Individuelle Unterschiede in der Redeweise wurden sorgfältig registriert. Bei Homer heißt es selbst über den größten Helden der Achäer, Achilles, er sei im frühen Stadium seiner Erziehung noch ein grüner Junge gewesen, «noch nicht erfahren im Krieg, und auch nicht in den Redeversammlungen, wo Männer sich besondere Auszeichnung erwerben». Odysseus lässt seine Worte «wie Schneeflocken» auf seine Zuhörer herabrieseln.² Nicht weniger als ungefähr ein Viertel aller vierundzwanzig Bücher der *Ilias* lässt sich der sogenannten beratenden Rede zuordnen. Und in der *Theogonie* des Hesiod – eines Zeitgenossen Homers – wird der herausragende, inspirierte öffentliche Redner, der einen Rechtsfall entscheidet, gar wie ein Poet besungen:

«Wen die Töchter des großen Zeus begünstigen (...), auf dessen Zunge gießen sie süßen Tau, und aus dessen Mund fließen Worte wie Honig; und das ganze Volk blickt auf ihn, wenn er entscheidet, wer recht hat, mit seinem geraden Urteil. (...) Wenn der auf den Versammlungsplatz kommt, suchen sie ihn wie einen Gott für sich einzunehmen mit süßer Ehrfurcht, und er sticht unter den Versammelten hervor. So ist die heilige Gabe der Musen an die Menschen.»³

Solche Musenweihe des öffentlichen Redners darf uns ebenso wenig wie das heroische Versmaß, der Hexameter, in dem die Reden im Epos (wie auch alles andere) beschrieben und geschrieben sind, zu der irrigen Annahme verleiten, dass die frühen Griechen auch in Wirklichkeit ständig in Versen gesprochen hätten. Wo man einer solchen poetischen Vorstellung anhängt, ist dies teils der einflussreichen Idee geschuldet, der zufolge die Dichtung der Prosa menschheitsgeschichtlich prinzipiell vorausgehe, und teils den enthusiastischen Anfängen der neueren Medien- und Mündlichkeitsforschung vor einigen Jahrzehnten. So meinte der romantische Kultur- und Literaturtheoretiker Friedrich Schlegel, mit vielen anderen vor und nach ihm: «In der ersten Epoche hatte die griechische Literatur nur eine Form, alles war Poesie und alle Poesie war episch.» Erst viel später im Altertum, so Schlegel, habe man das schöne Stadium der Unschuld verlassen und somit auch die reine dichterische Kommunikation aufgegeben: «Die Sprache, anfänglich nur poetisch, scheidet sich in Poesie und Prosa.»⁴ Und in seinem Pionierwerk über den Wandel von Mündlichkeit zu Schriftlichkeit, *Preface to Plato*, hat der kanadische Philologe Eric A. Havelock 1963 in ähnlich hohem Ton behauptet, in der Oralitätsphase der Zivilisation sei politisches Sprechen immer ein poetisches Sprechen gewesen: «Die epische Dichtung», meinte Havelock, «stellte die signifikante Redeform dar, und sie hatte keine prosaische Konkurrenz.» Ja, die Hexameter-Dichter Homer und Hesiod, so Eric Havelock, «sprachen in dem einzigen Idiom, dessen ihre ganze Kultur fähig war».⁵

So kann man sich von einer Ursprünglichkeitsbegeisterung forttragen lassen. Denn in Wahrheit haben die Griechen in ihren aufblühenden Stadtstaaten natürlich nicht permanent in der streng gebundenen Sprache der Poesie gesprochen, wenn sie etwas zu sagen hatten. Gewiss, sie waren in ihrer auch fortan noch lange mündlich geprägten Kultur von lauter Musenklang umgeben, ihr Festkalender, ihre gemeinschaftlichen Rituale waren voll von Gesang. Doch politische Reden haben die dominierenden

Aristokraten dennoch sicher nicht in der homerischen Kunstsprache gehalten – weder bei Versammlungen in der Heimatstadt noch im Verkehr mit Gesandtschaften anderer Gemeinden; und dasselbe gilt für ihre Reden zur Entscheidung von strittigen Rechtsfällen. Gewiss, die Dichtung übte in der archaischen Epoche der griechischen Kultur (ca. 800–500 v. Chr.) eine gewaltige Macht aus – auch auf damals neu entstehende Literaturformen wie das philosophische Lehrgedicht; sogar Gesetze wurden bisweilen in Versen formuliert, damit man sie sich besser merken konnte; und es war ein langer Weg, bis längere Prosastücke erstmals in Texten niedergelegt wurden, nämlich mit der Geburt der Geschichtsschreibung, die im sechsten vorchristlichen Jahrhundert mit Autoren wie Hekataios von Milet einsetzt. Trotzdem müssen wir uns vor Augen halten, dass das Memorieren und die Aufführung von Dichtung einerseits und die rednerische Verlautbarung andererseits in unterschiedlichen sozialen Situationen stattfanden, auch schon in vordemokratischer Zeit.⁶

Wenn der Vielwiser Plutarch in der römischen Kaiserzeit – also 700 Jahre nach dem Ereignis – erzählt, dass einst Solon von Athen, der berühmte Gesetzgeber und Schlichter sozialer Spannungen, sich um 600 v. Chr. mit einer Art Narrenkappe auf den Marktplatz, die athenische Agora, gestellt habe, um das Volk mit einem großen Gedicht in elegischem Versmaß zum Krieg gegen die Insel Salamis zu bewegen, so ist dies offenkundig eine Anekdote, die ihrerseits aus den überlieferten Gedichten Solons herausgesponnen wurde. In Wahrheit hatte die politisch-philosophische Poesie des Reformers Solon ihren Ort im Symposion, dem aristokratischen Trinkgelage, wo Rechtfertigung und Reflexion in Versen vorgetragen wurden. Entsprechend treten in seinen erhaltenen Gedichtfragmenten «das Volk» oder «die Athener» immer nur in dritter Person auf: mithin als Abwesende. Die einfachen Leute von Athen, deren Existenz durch die sich zuspitzenden wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse bedroht war – die der Verarmung und Schuldknechtschaft ins Auge blickten und unter ungerechten Richtersprüchen litten –, hätten sich auch bedankt und schwerlich dem zur Schlichtung der Krise Berufenen zugehört, wenn der ihnen in dieser Lage mit gedrechselten Versen gekommen wäre. So wechselte Solon stattdessen in ein anderes Register und sprach in kraftvollen Prosareden zu seinen Mitbürgern.⁷

Wie aber sahen solche frühen Reden aus, vor ihrer schriftlichen Fixierung? Darüber wissen wir im Einzelnen, abseits heroischer Legenden, so

gut wie nichts. Eines aber ist sicher: Der politische Redner in der frühen griechischen Polis zog jedenfalls, anders als unsere Politiker, kein fertiges Manuskript aus der Tasche. Dies wäre in einer von der Mündlichkeit dominierten Öffentlichkeit völlig undenkbar gewesen; ebenso wenig hätte man es bei der Aufführung von neuer Poesie durch Chöre oder Einzelsänger akzeptiert, wenn diese «vom Blatt gesungen» hätten – stattdessen mussten sie ihren Text und ihre Musik natürlich im Voraus memorieren. Während aber die Dichter seit den Tagen Homers ihre Werke meist schriftlich fixierten, werden die Prosaredner der archaischen Epoche ihren mündlichen Vortrag noch nicht schriftlich vorbereitet haben, abgesehen von ein paar konzipierenden Stichwörtern, die man sich vielleicht auf einer Wachstafel oder Tonscherbe notierte. Der Grad an Vorbereitung, der technische Hintergrund der Redefähigkeit einer herausragenden Persönlichkeit, die «unter den Versammelten hervorsticht», wie es bei Hesiod hieß, wurde damals vom Publikum noch gar nicht problematisiert. Vielmehr wurde diese Fähigkeit einfach als eine besondere Gabe empfunden: Wer kann, der kann.

Das bedeutet freilich nicht, dass sich in jener Zeit, als die Redner «Worte wie Honig» fließen ließen, nicht bereits ein gewisses rhetorisches Erfahrungswissen entwickelt hätte. So bildeten sich wohl bald schon, gerade wegen des mündlichen Charakters der Rede, Standardargumente und Standardformulierungen heraus. Denn wer frei spricht, der braucht zur Bewältigung der je erforderlichen Improvisation ein festes Repertoire, gleichsam einen Baukasten des immer Wiederkehrenden, auf den er ohne allzu große Verzögerung und großes Nachdenken kombinierend zurückgreifen kann. Die absolute Stegreifrede, die alles nur aus der Inspiration des einen Moments hervorbrächte, gibt es nicht. Es liegt immer etwas voraus. Darin, und nicht in der Metrik und Rezitation, liegt die Nähe der frühen Prosarede zur epischen Heldendichtung mit ihrer Formelsprache und ihren wiederkehrenden Szenen und feststehenden Redewendungen. Dieser Baukasten standardisierter Argumente und Bilder, welche den wiederkehrenden, in ihrer Zahl begrenzten Wirkungsabsichten von öffentlichen Reden entsprechen, ist das Ergebnis «einer Ideenassoziation, einer Dressur, einer Konditionierung» (Roland Barthes). Solche Gemeinplätze, «*Topoi*» oder *loci communes*, die später dann zu schriftlichen Versatzstücken werden, haben, wie Walter J. Ong in seinen Arbeiten herausgestellt hat, einen oralen Ursprung. Alle traditionell-orale Gesellschaften ken-

nen eine gewisse Formelhaftigkeit, eine «Formalität» der frei gehaltenen Rede.⁸

Und so wird man mit guten Gründen den nichtschriftlichen Prosareden der Griechen des 8. bis 6. Jahrhunderts v. Chr. auch eine gewisse Blumigkeit, eine Neigung zu besonders einprägsamen, starken Bildern unterstellen dürfen. Denn starke Bilder sind mnemotechnisch hilfreich – man kann sie sich gut merken. Die frühe Geschichtsschreibung liefert Beispiele dafür, selbst wenn der genaue Wortlaut der dort wiedergegebenen Reden historisch sicher nicht zuverlässig ist (teils weil der antike Historiker bereits mit einigem Abstand zum Geschehen schrieb und niemand die Reden stenografiert hatte, teils weil er im Interesse seines Darstellungsziels die Reden selbst komponierte). Der Historiker Herodot (ca. 490–425 v. Chr.) etwa berichtet, wie sich in Griechenland ein überregionaler Widerstand gegen die Spartaner bildete, der dem Bedürfnis nach stärkerer Beteiligung breiterer Volksschichten entsprang. Der Anlass war, dass Sparta, die große Rivalin Athens, Ende des 6. Jahrhunderts in Athen wieder eine Tyrannenherrschaft einsetzen wollte, nachdem die Athener sich gerade erst davon befreit hatten. Das Ereignis liegt für Herodot rund ein Dreivierteljahrhundert zurück; mit Sicherheit hat er daher einiges an demokratischem Gedankengut und an Terminologie aus seinen Tagen in die Vergangenheit zurückgespiegelt – Anachronismen aus der Zeit des Autors, in der eine Sprache und Ideologie der egalitären Verfassung schon viel weiter entwickelt war als zur erzählten Zeit. Das Bild jedoch, mit dem ein Mann aus Korinth namens Sokles seine große antityrannische Ansprache im fünften Buch der *Historien* Herodots beginnt, dieses Bild ist eines, das wir uns sehr gut als typisch für jene frühe schriftlose Redekunst vorstellen können: Wenn die Spartaner wirklich daran gingen, so sagt dieser Sokles im Jahr 505 v. Chr., «die Gleichverteilung der Herrschaft (*isokratia*) abzuschaffen und stattdessen die Tyrannis in den Städten einzuführen», dann wäre dies nach Meinung des Redners mit folgendem Zustand gleichzusetzen: «Der Himmel wird unterhalb der Erde sein, und die Erde hoch über dem Himmel, und die Menschen werden ihren Wohnort im Meer haben, und die Fische dort, wo vorher die Menschen ihren Wohnort hatten.»⁹ Hier wird also, um eine untragbare politische Situation auszumalen, die Figur des «Adynaton», des «Unmöglichen» bemüht: der Topos einer völlig verkehrten Welt, einer verrücktspielenden Natur, wie er auch in der antiken Dichtung immer wieder begegnet. Das Gleichnis

des kosmischen Durcheinanders ist bestimmt nicht spontan erfunden; seine Anwendung auf die verhasste Alleinherrschaft aber ist doch ein origineller Griff in den Baukasten von Motiven, der einem Redner zur Verfügung stehen musste.

Herodot schreibt ausdrücklich, Sokles habe seine antityrannische Rede «in freier Weise» vorgetragen (*eleuthéros*). Damit ist nicht etwa, wie im Deutschen, konkret die improvisierte Rede im Unterschied zur schriftlich präparierten gemeint. Aber der Freiheitsbegriff verknüpft durchaus die Art der Rede und die Art der politischen Ordnung miteinander. Bewegt durch Sokles' «freies» Sprechen, so berichtet Herodot, hätten selbst Spartas Verbündete, die sich zuvor noch «ruhig verhielten», ihre Stimme erhoben und sich dagegen ausgesprochen, dass die tyrannenfreundlichen Spartaner «in irgendeiner griechischen Stadt einen Umsturz der Verhältnisse betreiben».¹⁰ Die Bürgerschaften griechischer Städte – das ist die Botschaft – wollen frei sein, ohne eine widernatürliche, von außen aufgezwungene Herrschaftsform; Gleichheit und Freiheit sind naturgemäß; und zu dieser Freiheit gehört eben auch das freimütige, furchtlose, ungeplante Reden, das keiner Kontrolle unterliegt. Wie völlig anders sich das in einem diktatorischen System verhält, das konturiert der Historiker Thukydides (ca. 455–399 v. Chr.) scharf, wenn er das spätere brutale Intermezzo der Sparta-freundlichen Oligarchen-Herrschaft im Athen des Jahres 411 v. Chr. beschreibt:

«Es wurde trotzdem noch die Volksversammlung und die Ratsversammlung nach Verlosung einberufen. Aber sie berieten nichts, was nicht den Verschwörern gefiel, auch kamen die Redner aus ihrem Lager, und was gesagt werden sollte, das hatten sie im Voraus geplant. Es widersprach auch keiner mehr von den Übrigen, denn man bekam es mit der Angst zu tun, wenn man die Menge der Verschwörerpartei vor sich sah. Wenn aber doch einer widersprach, wurde sehr bald ein Weg gefunden, ihn zu töten (...) Stattdessen verhielt sich das Volk ruhig (...)»¹¹

Nun sind wir durch die frühgriechischen Verhältnisse bis in die Zeit der athenischen Demokratie des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr. geschlendert. Für diese Demokratie stellte jene oligarchische Verschwörung des Jahres 411 bereits eine Unterbrechung dar, einen Bruch mit der Freiheit und Offenheit öffentlicher Debatte und Entscheidungsfindung. Diese Art der Annäherung erscheint angemessen, weil die Beredsamkeit, die in klas-

sischer Zeit mit der Demokratie aufblühte, eben nicht aus dem Nichts entstand: Es gab schon eine Rhetorik vor der Rhetorik, die nicht als schriftliche Disziplin, wohl aber als mündliches Erfahrungswissen weitergegeben wurde. Und als im 5. Jahrhundert, zur Zeit des Aufschwungs Athens nach den gewonnenen Perserkriegen (also seit 478 v. Chr.), die ganz großen Reden gehalten wurden, da «hatte jedes Publikum stilistische Erwartungen, die das Produkt einer Entwicklung über mehrere Jahrhunderte waren».¹²

Es gab also im griechischen Stadtstaat einen Vorlauf an kommunikativen Erfahrungen, an den man anschließen konnte. Trotzdem brachte die neue Organisation öffentlicher Entscheidungen in der athenischen Demokratie fundamentale Änderungen. Beginnend mit Reformen der Verwaltung, die der Adelige Kleisthenes 508/507 v. Chr. durchsetzte und die das Ende der Adelherrschaft einläuteten, und vollends mit einer weiteren Entmachtung der Aristokraten im Jahr 462/461 v. Chr., die mit dem Namen des Staatsmannes Ephialtes verbunden ist, wurde Athen zur Volksherrschaft. Alle wichtigen Entscheidungen in Recht und Politik lagen nun bei der Mehrheit der Bürger, es galt unter ihnen Gleichheit vor dem Gesetz, und Ämter wurden nach Rotationsprinzip und per Losentscheid vergeben.

Mit dieser unerhörten Ausweitung der Partizipation breiter Bevölkerungsschichten erhielt auch die griechische Redefreudigkeit vor einem zur Abstimmung berechtigten Massenpublikum eine ganz andere politische Verankerung. Die Demokratie, heißt es in der ältesten uns überlieferten Verfassungsdebatte über die Vor- und Nachteile der verschiedenen Staatsformen, «führt alle Entscheidungen der Öffentlichkeit zu».¹³ So wurde denn auch das direktdemokratische Prozedere in den Gremien Athens organisiert: In einer durchgehenden monologischen Rede musste man seinen Standpunkt vor der Menge durchsetzen. Die Debatte bestand in den vorgetragenen Reden selbst. Es gab keine weiteren Befragungen, keine Diskussionen, keine Expertenanhörungen; vielmehr trafen anschließend die männlichen Vollbürger der Stadt (das hieß damals: ohne Frauen, Sklaven und Fremde) auf dieser Grundlage ihren bindenden Mehrheitsbeschluss. In der Athener Volksversammlung sprach man unter offenem Himmel vor rund 6000 Zuhörern, das Rede- und Initiativrecht hatte jedermann. «Wer es in Anspruch nimmt», heißt es in einer Tragödie des Euripides, «der zeichnet sich aus; wer nicht will, der schweigt.»¹⁴

In den ebenfalls neu etablierten Volksgerichten, die gleichermaßen über politische wie über private Rechtsfälle befanden, saßen in der Regel 201, 401 oder 501 Richter, manchmal auch mehr. Sie wurden aus einer dafür registrierten Menge dem einzelnen Prozess zugelost (stets eine ungerade Anzahl, damit kein Patt entstehen konnte) und waren allesamt juristische Laien – Fachjuristen gab es gar nicht –, also Richter und Normalbürger in einer Person. Zuerst der Ankläger, dann der Angeklagte hielten vor dieser Menge der Geschworenen *en bloc* ihre Reden, bei laufender Wasseruhr in limitierter Redezeit. Es folgte kein Verhör, keine gesonderte Befragung von Zeugen oder Gutachtern, kein sonstiger Dialog: Nur nach dem, was sie soeben von den beiden Prozessparteien gehört hatten, erging von den Laienrichtern, die das Volk von Athen repräsentierten, umgehend die Verurteilung oder der Freispruch in geheimer Abstimmung. Von einer Gerichts*verhandlung* im engeren Sinne kann man eigentlich nicht sprechen, denn es wurde gar nicht verhandelt – es wurden nur zwei gegnerische Positionen nebeneinandergestellt, und die glaubwürdigere, überzeugendere gewann in der demokratischen Entscheidung des Publikums, in der Hoffnung, so die Wahrheit zu treffen. Die Justiz erscheint in Athen nicht als professionelle Rechtspflege, sie war nicht die Sache von Behörden oder einem Beamtenapparat, sondern ohne Wenn und Aber ein Teil der Volks- und damit der Mehrheitsherrschaft. Das *face-to-face*-Prinzip galt auch für die Redner: Anklage wie Verteidigung mussten in eigener Person vorgetragen werden. Die Vertretung durch einen Anwalt war nicht möglich.

Die Lizenz zum Reden also war allgemein. Das Unerhörte an dieser Möglichkeit für jedermann, im Kampf der Argumente ein Publikum für sich zu gewinnen, haben die Zeitgenossen gespürt und kommentiert. Athen, das ist der Ort, «wo es die größte Freiheit zum Reden in ganz Griechenland gibt», sagt Sokrates in Platons Dialog *Gorgias*. In der demokratieskeptischen Schrift *Über die Verfassung der Athener* – dem Werk eines unbekanntens Autors vom Ende des 5. Jahrhunderts – stellt der Verfasser irritiert fest: In Athen «kann jetzt jeder nichtswürdige Mensch, der will, zum Reden aufstehen und durchsetzen, was für ihn selbst und für seinesgleichen günstig ist». Ähnlich mokiert man sich in Platons *Protagoras*: Wenn die Athener über die Politik der Stadt tagen, heißt es da, «dann steht auf und erteilt ihnen Ratschläge über diese Dinge, ohne Unterschied: Bauarbeiter, Schmied, Schuster, Kaufmann, Schiffer, reich oder arm, wohlgeboren oder gemeiner Mann».

Das Volk verhält sich also, anders als in der Oligarchie, *nicht* ruhig. Es herrschen vielmehr, bei einem hohen Grad an aktiver Partizipation, gleiches Rederecht (*isegoria*) und Meinungsfreiheit (*parrhesia*). Bei Demosthenes, dem großen athenischen Politiker und bedeutendsten griechischen Redner (384–322 v. Chr.), heißt es gar pointiert, die Verfassung, der Staat, das öffentliche Leben der Athener – wie immer man das griechische Wort *politeia* übersetzen will – realisiere sich in nichts anderem als «in Reden». Anders gesagt: Politik ist grundsätzlich etwas Rhetorisches, sie besteht ausschließlich aus öffentlichen Diskursen. Deswegen, so Demosthenes, sei unwahres Sprechen auch so gefährlich für die Gemeinschaft. Das demokratische Athen bekannte sich zum politischen Logozentrismus.¹⁵

Für die Kunst der freien Rede musste dies doch ein Paradies sein. Es war die große Bühne für den Gewitzten und Flexiblen, der je nach hin- und herwogender Stimmung des Publikums seine Pfeile abschießen und seine Treffer setzen konnte. Und dies je nach Absicht und je nach eigenem Naturell mal mit kämpferischem Pathos, mal mit biederer Aufrichtigkeit, mal spöttisch, mal schlicht. Dass man die vermuteten Publikumswünsche so ausnutzte – ohne Zwischenfragen des Gegners, ohne das Dialogische der aristokratischen Kommunikation –, ließ die demokratische Beredsamkeit bald und immer wieder als ein höchst manipulatives Geschäft erscheinen: als Überredungstechnik, als Spielplatz der Verführer, Populisten, Wortverdreher. Der Begriff des «Demagogen» kam auf, des «Volks-(ver-)führers». Die erstaunliche Gewalt des Wortes, eine anthropologische Konstante jeder Kultur, wurde nun zum dominierenden philosophischen und politischen Thema: weil der Logos, jener «große Herrscher», der «göttlichste Werke vollbringt» – so sagte es der Sophist Gorgias¹⁶ –, damals den entsprechenden institutionellen Rahmen erhielt.

Innerhalb strenger organisatorischer Regeln, die der Sicherung des korrekten demokratischen Verfahrens dienen, war also die Macht der Rede und des Redners in Athen grenzenlos. Keine ererbten Herrschaftsrechte mehr, sondern situationsangepasste Formulierungskunst und Argumente lenkten fortan die Geschehnisse des Staates, mündeten in Beschlüssen und Gesetzen. Der Redner trat selbst ohne irgendwelche formalen Privilegien aus der Menge der Bürger hervor, war einer von ihnen; doch wenn er geschickt agierte, hatte er, so schien es, die Menge ganz in seiner Hand. Und damit das Schicksal des ganzen Stadtstaates.

Mit dieser großen Macht indes ist der Redner der direkten Demokra-

tie auch einer radikalen Offenheit ausgesetzt. Er kann ja stets auch scheitern; wer öffentlich spricht, begibt sich in einen harten Wettbewerb. Das Publikum, das zugleich den Ausgang der Sache bestimmt, hat schließlich den direkten Vergleich zwischen Redeweisen, zwischen verschiedenen politischen Vorschlägen, zwischen Anklage und Verteidigung; ein solches Publikum legt rasch jene «süße Ehrfurcht» ab, von der noch bei Hesiod die Rede war. Der Herrschaft des Logos steht nämlich nun der eigentliche Machthaber gegenüber: das versammelte Volk. Dies vergisst ein Redner, und wenn er noch so virtuos ist, nur zu seinem Schaden. Die Machtverhältnisse müssen daher immer wieder affirmiert werden; beispielsweise versichert Demosthenes in einer Gerichtsrede den Zuhörern, sie seien «die souveränen Herren über alles in der Stadt».¹⁷ Der Philosoph Platon, Verächter der Rhetorik und der Demokratie, formuliert es unfreundlicher – bei ihm wird die Mehrheit zu einem despotischen Ungeheuer:

«Die anderen aber [die Redner im Unterschied zu den Philosophen] sprechen immer unter Druck, denn es drängt sie ja die Wasseruhr; ihnen wird nicht zugestanden, über das zu reden, wonach ihnen der Sinn steht, sondern ihr Gegner setzt ihnen mit Zwang zu. (...) Die Reden aber beziehen sich immer auf einen Mitsklaven und richten sich an einen Sklavenhalter, welcher zur Versammlung erschienen ist und die Entscheidung in seiner Hand hat.»¹⁸

Mit «Sklavenhalter» (*despotes*) ist das demokratische Publikum gemeint. Platon nennt es an anderer Stelle ein «Monster» (*thremma*), ein «großes Tier», zu dessen Dressur und Besänftigung die Redekunst gelehrt werde.¹⁹

Das ist drastisch formuliert, doch ist der große Druck, den das Publikum ausübte, keineswegs eine propagandistische Erfindung Platons. Viele andere Quellen bestätigen es: Wer in freier Rede vor den Athenern sprechen wollte, der brauchte eine kräftige Stimme, Überzeugungskraft und Durchhaltevermögen; es drohten Unruhe und Zwischenrufe, und wer aus dem Konzept kam oder sonst nicht genügte, wurde ausgepiffen und niedergeschrien.²⁰ Als einer der Rufe, mit denen das bedrohliche Kollektiv den Redner bombardieren konnte, ist dieser überliefert: *kataba, kataba, kataba, kataba* – das heißt so viel wie: «Aufhören, aufhören ...!»²¹ Die Auftritte vor demokratischem Publikum eröffneten ein ganz neues Spielfeld der Redekunst, sensibilisierten jedoch die Hörer auch für die Verfehlungen des Anspruchs. Die freie Rede musste eine Masse im Zaum halten, die stets auf den akustischen Angriff lauerte.

Der Eliten-Lehrer Isokrates (436–338 v. Chr.) etwa, Zeitgenosse Platons, begründete seinen Rückzug aus der mündlichen Öffentlichkeit in die schriftliche Publizistik und Politikberatung damit, er sei weder mutig noch stimmgewaltig genug gewesen, um selbst vor die große Menge zu treten. In einer seiner fiktiven «Reden» spitzt Isokrates das Problem in der Anrede an die Athener moralisch zu: «Ihr habt euch daran gewöhnt, alle von der Rednerbühne zu vertreiben, die nicht sagen, was ihr hören wollt.»²² Der Redner Demosthenes wiederum, der für seine öffentlichen Auftritte Stimme und Körper sehr hart trainiert haben soll, scheute sich durchaus nicht, Dinge zu sagen, die das Volk nicht so gerne hörte, ja er sah darin seine staatsmännische Pflicht; die prekäre Ausgesetztheit des Redners aber benannte auch er immer wieder deutlich:

«Die übrigen Fähigkeiten nun haben ziemlich unabhängig Bestand (*eisin autarkeis*), die Fähigkeit zur Beredsamkeit jedoch wird, wenn sie von euch Zuhörern Widerstand erfährt, zunichte gemacht.»²³

Der öffentliche Redner vor Volksversammlung und Volksgericht ist also, bei aller Macht des Wortes, niemals «autark», wie er es auf anderen Feldern des Zusammenlebens sein mag: Er ist der Gnade der Mehrheit ausgeliefert, die manchmal aber lieber gnadenlos ist. Die Erwartungshaltung gleicht dabei augenfällig derjenigen des Publikums in einem anderen Forum, dem ebenfalls im demokratischen Athen des 5. Jahrhunderts immer größere Bedeutung zukam: gemeint ist das Publikum im Theater. Wer als Schauspieler in den Tragödien- und Komödienaufführungen nicht gefiel, fiel durch, wurde ebenfalls ausgebuht; zudem beteiligten sich die Dramatiker, die zu den großen Theater-Agonen im Rahmen des Kultes für den Gott Dionysos antraten, an einem offiziellen Wettbewerb um den ersten, zweiten und dritten Platz.

Die Gleichsetzung der Politik mit Theater ist natürlich erst einmal eine klassische Polemik gegen die Demokratie, die in dieser Zeit aufkam und eine lange Wirkungsgeschichte haben sollte: eine Polemik wider den angeblich substanzlosen Show-Charakter der Pöbelherrschaft. Das einschlägige Schimpfwort stammt wiederum von Platon und heißt «Theatrokratie». Gemeint ist damit eine Art von politischer Geschmacksdiktatur der Menge: Es entscheidet der Publikumspreis. Von einem Politiker, der in der Volksversammlung mit seinem Gesetzesvorschlag Erfolg hatte, heißt es einmal: «Erfreut verlässt der Dichter das Theater!»²⁴

Abseits solcher Diffamierung beobachtete man aber tatsächlich eine Nähe der Rezeptionshaltungen eines demokratischen Publikums, das in seinem Unterhaltungsinteresse auf der politischen Bühne *auch* die Performance und in den Theateraufführungen *auch* die gesellschaftliche Relevanz suchte und wahrnahm.²⁵ Bereits rein äußerlich gab es Berührungspunkte: Die Volksversammlung fand häufig im Theater statt, die Anordnung der Sitze in der Volksversammlung auf dem Athener Pnyx-Hügel glich wiederum einem Theater; und der Ausdruck «Theater» (*theatron*) konnte beide Sphären bezeichnen. Ein Aphorismus Friedrich Nietzsches lautet: «Muß nicht der, welcher die Menge bewegen will, der Schauspieler seiner selbst sein?» Und so wirft der Politiker Kleon – einer der Demagogen und Feldherrn im Peloponnesischen Krieg (431–404 v. Chr.) – in einer berühmten Passage bei Thukydides den Athenern vor, sie seien, Theatergängern gleich, bloße «Zuschauer von Reden» geworden und neigten dazu, «wenn jemand etwas auf geistreich-pointierte Weise sagt, ihm schon von vornherein zuzustimmen».²⁶ Auch Aristoteles (384–322 v. Chr.) sagt in seiner *Rhetorik*, es sei den Ansprüchen der Zuhörer geschuldet, dass sich die Beredsamkeit überhaupt nach dem Vorbild der dramatischen Dichtung mit der Kunst des Vortrags (*hypókrisis*, lateinisch *actio*) zu beschäftigen habe – was, so Aristoteles, politisch-moralisch fragwürdig, aber leider nun mal rhetorisch notwendig sei.²⁷

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de